
Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Das Ansehn des Pabstes und des
Königs von Frankreich sinkt
immer tiefer.

Erster Abschnitt.

Die Rechte des Kirchenstaates werden von den weltlichen Mächten gewaltig angefochten. Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich (Königsmörder Damiens). Spanien, Neapel, Parma. Aufhebung des ganzen Ordens.

Zwey Revolutionen von einer ganz andern Wichtigkeit, als die schwedische und die dänische, bereiteten sich indessen im südlichen Europa vor. Dort sank das Ansehn des Pabstes, und hier die Macht der französischen Monarchie immer tiefer. Von dem
beschleun

beschleunigten Sinken des päpstlichen Ansehns war die Aufhebung des Jesuitenordens theils eine Folge, theils eine Ursache. Die sehr verminderte Ehrerbietung für den päpstlichen Stuhl zeigte sich aber, seit den Zeiten Ludwigs XIV, immer auffallender. Die Päbste enthielten sich nicht genug der Einmischung in die politischen Händel unseres Erdtheiles. Darinn versah es vornehmlich Clemens XI, der sich zu bald für Philipp V erklärte *). Als er sich in der Folge genöthigt sah, den östreichischen Karl als König von Spanien anzuerkennen, drohete ihm Ludwig XIV, Frankreich mit einem eignen Patriarchen zu versehen, und dasselbe aus der Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle ganz herauszuheben. Auch Philipp V hob, den päpstlichen Nuncios aus seinem Reiche entfernend, alle Gemeinschaft mit dem Oberhaupte der Kirche auf. Auf die fürchterlichen Bannflüche, die Clemens XI über den Verfasser des spanischen Manifestes aussprach, achtete niemand. Eben dieser unvorsichtige, den Geist seines Zeitalters zu wenig erwägende Pabst, wagte es, bereits mit zwey Monarchen in einem
sehr

*) Theil XIV, S. 315 : 318.

sehr bedenklichen Kampfe begriffen, auch dem dritten seinen schwachen Trost zu biethen. Die Appellation eines sicilianischen Bischofs an den päpstlichen Stuhl diente ihm zum Vorwande, dem Kaiser Karl VI, als Könige beyder Sicilien, die uneingeschränkte geistliche Gerichtsbarkeit in dem Inselreiche streitig zu machen, und er wagte es, die Minister, welche die Rechte des Königs vertheidigten, mit dem Bann, und das Reich, mit dem Interdict, zu belegen. Gegen die Bulle, die seinen geistlichen Uebermuth beurkundete, erklärten sich alle katholischen Mächte, als eine Kränkung ihrer Hoheitsrechte. Der hartnäckige Clemens ließ sich aber dadurch so wenig zur Besinnung bringen, daß er vielmehr dem Könige von Neapel die kirchliche Obergerichtsbarkeit feyerlich absprach. Sein Nachfolger, Innocenz XIII, (1721 : 1724) betrieb zwar die Sache nicht weiter; er konnte jedoch dadurch nicht verhindern, daß der ohnmächtige Stolz des Kirchenoberhauptes ein Gegenstand der Verachtung wurde.

Vald erschien jedoch Benedict XIII (1724 : 1730) dessen Mönchsgeist sich für seine hohe Würde

Würde gar nicht paßte, der, durch seine Do-
 minicanerstrengte, und seinen Günstling Cos-
 cia verlettet, den römischen Stuhl dem las-
 chenden Spotte vollends preisgab, der sich
 zugleich den Haß der Regenten und der Kir-
 che zuzog. Gregor VII canonisirend, und
 dessen Verfahren gegen den gottlosen Heinz-
 rich IV lobpreisend, hath er zugleich den
 Höchsten, lauter demselben ähnliche Nachfol-
 ger auf seinem Stuhle zu geben, ließ er den
 Befehl ausgehen, dieses Gebeth in allen
 Kirchen des christlichen Occidents herzusagen.
 Der Kaiser verboth es; die übrige Welt
 lachte darüber. Karl VI nahm ihm, um
 ihn für seinen geistlichen Stolz zu züchtigen,
 den Bezirk von Commachio, im Herzogthum
 me Ferrara, weg, und Benedict XIII ver-
 schaffte sich die Zurückgabe desselben nur durch
 eine demüthig kriechende Bitte, zu der sich
 keiner der vorigen Päbste würde verstanden
 haben, wieder. Coscia war übrigens auch
 derjenige, der diesem Pabste die Handel mit
 Portugal zuzog, indem er, bloß aus Pri-
 vathaf, den Vicchi nicht wollte Cardinal
 werden lassen *). Der päbstliche Stuhl ver-
 lohre

*) Theil XVII, S. 228.

lohr darüber eine halbe Million Ducaten, die er jährlich aus Portugal gezogen hatte. Coscia brachte denselben auch noch um einen andern ansehnlichen Theil seiner Einkünfte. Schon lange hatte der König von Sardinien mit dem Pabste unterhandelt, daß er ihm die Verleihung der Bisithümer und der Prälaturen überlassen möchte. Standhaft hatte die päbstliche Kammer den Versuchen desselben entgegengearbeitet, und jetzt (1728) ließ sich Coscia durch eine große Geldsumme bewegen, ein dem Wünschen des Königs angemessenes Concordat zu errichten.

Als der schwache Benedict XIII zwey Jahre hernach (1730) die Welt verließ, wählten die wegen der Folgen des leichtsinnigen Verfahrens desselben äusserst besorgten Cardinäle, den abgesagtesten Feind des sardinischen Concordats und seines Urhebers, den eben so unerschütterlichen, als trotzigem Clemens XII, zum Oberhaupte der Kirche. Allein mit dem Ungestüm dieses Pabstes vertrug sich der Geist der Zeit, der selbst den Bemühungen der hinterlistigen Politik kraftvoll entgegen arbeitete, sehr wenig. Als
Clemens

Clemens XII, nachdem er den Coscia zum Verhafteten, und dessen Güter zur Einziehung verurtheilt hatte, das Concordat mit Sardinien aufzuheben wagte, entzog ihm der Hof zu Turin den Besitz aller Lehngüter, die der päpstliche Stuhl in Savoyen und Piemont besaß. Eben so wenig glückte ihm (1731) sein Versuch, die Lehnsheerheit über Parma und Piacenza zu behaupten. Es kostete ihm die jährliche Abgabe, die er aus diesen Ländern bekommen hatte. Dem Könige von Portugal mußte er einen Patriarchen bewilligen *). Nun trat auch Spanien (1734) wegen des Königreichs Neapel, welches indessen seinem Hause zu Theil geworden war, mit großen Forderungen auf; nun verlangte es für den spanischen Monarchen die Besetzung aller geistlichen Stellen.

Ein gemäßigt denkendes und mit Klugheit ausweichendes Oberhaupt war jetzt der Kirche höchst nöthig. Die Cardinäle wählten (1740 Aug.) dasselbe in der Person Benedicts XIV, aus der berühmten Familie Lambertini (geb. 1675) zu Bologna; einen

*) Theil XVII, S. 227.

der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, der, als Cardinal und Erzbischof von Bologna, ein meistens stilles und eingezogenes, den Wissenschaften und seinem Amte gewidmetes Leben führte; der an den Welthändeln gar keinen Antheil zu nehmen schien. Eben dess wegen fand seine Wahl gar keinen Widerspruch. Lange hatte auch kein Pabst die Pflichten seiner hohen Würde gewissenhafter erfüllt. Bessere Staatswirthschaft, und genauere Aufsicht über die Geistlichen, waren die Hauptgegenstände seiner Aufmerksamkeit. Um die Schulden der päpstlichen Kammer zu tilgen, entfernte er alle unnöthigen Ausgaben, suchte er Einnahme und Ausgabe in das richtigste Verhältniß zu bringen. Die Aufklärung und Sittenverbesserung der Geistlichkeit zu bewirken, verordnete er eine besondre Congregation, welche diejenigen, die sich um ein geistliches Amt bewarben, mit Schärfe prüfen sollte. Bischöfe und Pfarrer wurden von ihm ermahnt, ihre Pflichten zu erfüllen; den Prälaten das fleißige Eindringen in die ihnen nöthigen Wissenschaften, vornehmlich in das canonische Recht, in die Schultheologie, in die Kirchengeschichte empfohlen. Den

Gottes:

Gottesdienst reinigte er von manchen abergläubigen Gebräuchen. Dennoch schuf er, indem er einige überflüssige Feste abschaffte, wieder neue, trieb er die Vermehrung der Heiligen bis zum Lächerlichen. Auch enthielt die Bulle, durch welche er die Feyer des Jubeljahres (1750) ankündigte noch manchen Beweis der ehemahligen päpstlichen Grundsätze. Freymaurer und Jesuiten waren ihm gleich verhaßt. Daher wurde in seinem Pallaste kein Jesuit geduldet; daher durfte kein Jesuit Cardinal werden. Er ließ sogar wider die Jesuiten schreiben. Die Zahl seiner Neponen war sehr klein; desto mehr umringten ihn aber habgierige Günstlinge. Im Umgange herablassend, liebreich, gegen die Fremden, die ihm vorgestellt wurden, sehr gefällig, für die Armen ein wahrer Vater, war er in seinen Handlungen vorsichtig, in der Ausführung seiner Entschlüssen standhaft. Einen großen Theil seiner Zeit beschäftigten seine schriftstellerischen Arbeiten; aber die zwölf gedruckten Quartanten, die er hinterlassen hat, sind mit vieler unverdauten Gelehrsamkeit angefüllt. Als Regent handelte er nach dem Grundsätze, daß dem uns
widers

widerstehlichen Andränge der weltlichen Mächte
 bloß bescheidenes Nachgeben entgegengestellt
 werden dürfte. Um der päpstlichen Würde
 nun wieder Achtung, und anständige Behand-
 lung zu verschaffen, opferte er die wesentli-
 chsten Rechte derselben auf. Dem Könige von
 Neapel räumte er die von Clemens XI an-
 gefochtenen Rechte der geistlichen Hoheit in
 Sicilien ein; den König von Sardinien be-
 friedigte er durch die Bestätigung des Con-
 cordats, und er verlangte auch die eingezo-
 genen Lehngüter nicht wieder zurück; dem
 Könige von Spanien bewilligte er die Beset-
 zung aller geistlichen Stellen, so unbedeu-
 tende ausgenommen, und den willkürlichen
 Gebrauch der spanischen Kirchengüter; er
 entsagte auch allen Ansprüchen, welche die
 päpstliche Kammer auf die Verlassenschaft der
 spanischen Geistlichen, und die Einkünfte der
 erledigten Bisthümer, bisher gemacht hatte.
 Wenn Benedict XIV durch das, was er hier
 bewilligte, Achtung oder wenigstens Freunds-
 chaft für sich erwarb, so trug er doch das
 durch zur Wiederherstellung und Befestigung
 des päpstlichen Ansehns wenig bey. (f.
 1758 May.)

Benedict's

Benedict's XIV Nachfolger, Clemens XIII, konnte dem Gewitter, welches über den päpstlichen Stuhl hereinbrach, weniger ausweichen. Dieser Sturm raubte demselben seine vornehmste Stütze, den Orden der Jesuiten. Diese Väter, deren Verdienste die Päpste so richtig einsahen, daß sie den Orden derselben auf alle Weise zu heben suchten, verachteten, auf ihre innere Festigkeit, und ihre Unentbehrlichkeit für den heiligen Stuhl trogend, lange Zeit, den Haß, den ihr Uebermuth, ihr Bestreben, das Ansehn der übrigen Orden zu beugen, und ihre Herrschsucht, erregte. Um so allgemeiner wurde die Verfolgung, denen sie endlich in den vornehmsten Staaten des südlichen Europa, als in Portugal, Spanien und Frankreich, preisgegeben wurden.

In Frankreich hatte man den mächtigen Einfluß auf die Staatsverwaltung, den sich die schlaunen Jesuiten zu verschaffen wußten, schon lange mit Widerwillen beobachtet. Seit den Zeiten Ludwigs XIV gaben sie die Lehretter der Thronerben ab, hatten sie daher die günstigste Gelegenheit, dem künftigen Monarchen

narchen die ihrem Systeme angemessenen Grundsätze einzulösen. Viele wünschten das her, sie dieses mächtigen Einflusses beraubt zu sehen. Unter diese gehörte vornehmlich der Minister Choiseul. Dieser hatte, schon als Graf von Stainville, einst sehr freymüthig über sie geurtheilt. Einige Zeit hernach, als er sich zu Rom befindet, erklärt er sich, bey einem Besuche, den er dem Jesuitengeneral macht, auf eine sehr günstige Weise. „So vortheilhaft“ sagt ihm der General, „haben sie nicht immer von unserm Orden geurtheilt“ und er zeigte ihm aus seiner Tasche den Ort, die Stunde, und die Gesellschaft, wo dieses geschehen war. Choiseul wurde dadurch auf die Politik der Jesuiten nur noch aufmerksamer. Seine Abneigung gegen dieselben theilte die Pompadour. Schon lange hatten die Jesuiten über die Herrschaft derselben ihren Unwillen geäußert. Vornehmlich aber liefen sie, als Ludwig XV (1757) in Lebensgefahr gerieth, ihren Eifer recht laut werden.

Robert Franz Damiens, aus einem Dorfe in der Nähe von Arras, der verschiedene Jahre

Jahre hindurch in Paris Bedienter gewesen war, hatte von jeher viele Anlage zur Schwermuth und Schwärmerey geäußert. Jetzt wurde seine Phantastie durch die lauten Klagen über die schlechte Regierung so sehr erhitzt, daß sie ihn zu dem kühnsten Gedanken fortrif. Er eilte nach Versailles, um, wie er sich vornahm, die Befinnungen des Königs umzustimmen. Im Wirthshause fühlte er sein Blut in einem so fieberhaften Umlaufe, daß er zur Ader zu lassen wünschte; als jedoch auf seinen Wunsch nicht geachtet wurde, nahm er sich vor, den König durch eine Wunde zur Besinnung zu bringen. Als nun Ludwig (5. Jan.) des Abends gegen sechs Uhr, um von Versailles nach Trianon, einem schönen Pallaste nicht weit von Versailles, zu fahren, in den Wagen steigen wollte, verwundete ihn Damiens, durch die Leibgarden und die Schweizer sich durchdrängend, mit einem Messer in der Seite. Das blutige Messer in die Tasche steckend, blieb er ganz ruhig stehen. Alle, die sich in der Nähe befanden, geriethen in die lebhafteste Bestürzung, zumahl da Damiens zu wiederholen fortfuhr: „man möchte den Dauphin nicht ausgehen lassen.“

lassen.“ Man ahnete eine Verschwörung gegen die königliche Familie. Damiens blieb in seinem Verhöre dabey, daß er geglaubt habe, ein verdienstliches Werk zu thun. So wenig man nun an seiner Verriektheit zweifeln konnte, so wurde er doch (1757 März) eben so martervoll, als ehemals Navailles, hingerichtet, so wurde doch seine ganze Familie auf ewig aus Frankreich verbannt.

Als hierauf der König, von seiner letzten Wunde bald wieder hergestellt, in die Kirche kam, scheute sich der P. Neuville, sein jesuitischer Beichtvater, nicht, ihm, in Gegenwart des ganzen Hofes, eine förmliche Strafpredigt zu halten, das, was geschehen war, für eine wohlverdiente Züchtigung zu erklären, und den Monarchen zur höchsten nothwendigen Bekehrung aufzufordern. Etzen so wenig galanten Ausfall gegen den König, und seine gebiethende Geliebte, konnte die Pompadour den Jesuiten niemals verzeihen. Sie verabredte daher mit dem Herzog von Choiseul heimlich den Plan, in Verbindung mit den Parlamenten, die von den Jesuiten dadurch gekränkt worden waren, daß

daß sie sich ihrer Gerichtsbarkeit entzogen hatten, ihre Entfernung zu bewirken. Das, was in Portugal geschah *), forderte sie zur Ausführung dieses Planes mächtig auf. Jetzt kam es nur darauf an, den König, in dem großen Zutrauen, das er den Jesuiten bisher gewidmet hatte, allmählig wankend zu machen. Durch Hofränke, und durch die Beschuldigung, daß Damiens ein Werkzeug derselben gewesen sey, und daß sich die Jesuiten noch immer mit Mordplänen beschäftigten, brachten sie es dahin, daß Ludwig, mit dem jesuitischen Systeme nicht unbekannt, nach den Mängeln und Gebrechen des Ordens, und nach den Mitteln, ihnen abzuhelfen, sich zu erkundigen anfieng. Der Minister und die Maitresse bekamen dadurch Gelegenheit, die Ausführung ihres Entwurfes einzuleiten. Die Pompadour zeigte dem schwachen Monarchen die Gefahr, wenn die listigen Väter etwa auf die Unterstützung einer andern Regierung rechnen dürften. Man bezahlte die Schriftsteller, welche die jesuitischen Aufforderungen zum Tyrannenmorde sammelt

*) Theil XVII, S. 249.

Galletti Weltg. 187 Th.

sammelten, und man wußte diese Schriften dem Könige so gut in die Hände zu spielen, daß er erschrak, daß sein Glaube an den Jesuiten erschüttert wurde.

Diese Erschütterung vollendete ein Handelsvorfall, in welchen der Orden der Jesuiten einverwebt war. La Balette, jesuitischer Missionär in Martinique, und hernach Procurator des Proseßhauses, hatte, in Verbindung mit den angesehensten, vornehmlich französischen Handelshäusern, lange Zeit, einen sehr ausgebreiteten Handel getrieben. Dieser La Balette stellte (1757) auf das Haus der Brüder Lioncy zu Marseille für anderthalb Millionen Livres Wechsel aus, welche, durch Waaren vom Werth von mehr als zwey Millionen, die auf zwey Schiffen nach Europa giengen, vergütet werden sollten. Diese Schiffe wurden jedoch von den Engländern weggenommen. Das Handelshaus Lioncy gerieth darüber in eine drückende Geldverlegenheit. Aus dieser wollte ihm der Orden der Jesuiten, zu welchem er seine Zuflucht nahm, nicht heraushelfen. Darüber mußte es seine Zahlungen einstellen, mußte es sein
 ganzes

ganzes Vermögen den Gläubigern überlassen. Das Haus Lioncy verklagte hierauf (1758) den Pater la Balette bey dem Consulat zu Marseille. La Balette wurde verurtheilt, die anderthalb Millionen zu bezahlen. Er suchte Ausflüchte. Es meldeten sich nun (1759) auch andre Gläubiger desselben, und diese trugen darauf an, daß alle in Frankreich befindlichen Häuser des Jesuitenordens für Balette's Schulden die Bürgschaft übernehmen sollten. Dafür entschied auch das Oberconsulat zu Paris. Der Orden berief sich nunmehr auf den Ausspruch des Parlaments. Dieses bekam dadurch eine ihm willkommene Gelegenheit, in das Innere des Ordens tiefer einzudringen. Der General-Advocat le Pelletier bewies aus dem Umstande, daß alle Güther des Ordens ein gemeinschaftliches, untheilbares Eigenthum wären, und daß la Balette's Handel keine Privatsache seyn könne, die Verbindlichkeit des Ordens, dessen Schulden zu bezahlen. Das Parlament legte ihm auch (1761) diese Verbindlichkeit durch eine besondere Verordnung auf.

Um der Befolgung dieser Verordnung auszuweichen, wendeten die Jesuiten allen Einfluß ihres Einverständnisses mit dem Dauphin, dessen Gemahlin, und dem Erzbischof von Paris, an. Ludwig befand sich in Verlegenheit. Man that (1762) den Vorschlag, der General zu Rom sollte einen gebornen Franzosen zu seinem General: Vicar in Frankreich ernennen. Clemens XIII wollte aber nicht einwilligen. Der darüber verdrüssliche König überließ nun die Sache dem Parla-
mente. Mit diesem stimmten nun die Parlamente in den Provinzen überein. Ihre Berichte fielen für den Orden sehr nachtheilig aus. Keiner derselben aber schilderte ihr in einem ungünstigern Lichte, als der, welcher (1762 Aug.) den Herrn von Chalotais, den General: Procureur des Parlaments zu Rennes, zum Verfasser hatte. Die Jesuiten wurden durch denselben fast zur Buth und Verzweiflung gebracht. Diese rechtfertigte auch der Ausspruch des Parlaments zu Paris, der ihre ganze Constitution erschütterte. Sie sollten, demselben zufolge, in ganz Frankreich keine Novizen mehr annehmen, keinen Unterricht ertheilen, keine Congregationen halten,

halten, dem General und den Ordensgesetzen den Gehorsam aufkündigen, die Ordenskleidung ablegen, und das gemeinschaftliche Leben aufheben. Die auf den päpstlichen Schutz, und die allgemeine Empörung der französischen Geistlichkeit rechnenden Jesuiten widersetzten sich der Verordnung des Parlaments standhaft. Dieses befahl ihnen jedoch (1764 Febr.) ihre Ordensverbindung abzuschwören. Von 4000 Jesuiten, die sich damals in Frankreich befanden, verstanden sich hierzu nicht mehr, als fünf. Hierauf erfolgte (im Nov.) ein königlicher Befehl, nach welchem alle diejenigen, die ihrem Gelübde und der Ordenstracht nicht entsagen würden, in Zeit von vier Wochen, das Reich verlassen sollten.

Clemens XIII erklärte, vermittlest einer Bulle, in welcher er den aus Frankreich verbannten Jesuiten die größten Vobsprüche beylegte, alle gegen sie vorgebrachte Beschuldigungen für die größten Verläumdungen. Sein geistlicher Trost war jedoch der Entschlossenheit, mit welcher die bourbonischen Höfe das zuweit getriebene Ansehn des Kirchenoberhauptes bekämpften, gar nicht angemessen.

messen. Diese Entschlossenheit stützte sich auf Grundsätze, welche scharfsinnige Schriftsteller, seit einiger Zeit, mit zunehmender Freymüthigkeit aufgestellt hatten. Wenn unter den Franzosen Voltaire den päpstlichen Stolz so manchemahl zum Gegenstande seines satyrischen Witzes gemacht hatte, so trug doch das, wodurch sich derselbe demüthigen ließ, niemand zusammenhängender und eindringender vor, als der Deutsche Johann Nicolaus von Hontheim, Weihbischof und erster Conferenzminister des Kurfürsten von Trier, der (1763) unter dem Nahmen Justinus Febronius auftrat. Die von ihm aufgestellten Grundsätze waren diejenigen, welche den bourbonischen Höfen zur Richtschnur ihres Verfahrens dienten. Ohne auf Clemens XIII Bulle zu achten, fuhren sie in der Verbannung der Jesuiten immer weiter fort. Nach dem Beyspiele von Frankreich, untersagte ihnen (1767 April) der neue Staatsminister des Königs von Spanien, Aranda, den fernern Aufenthalt in den spanischen Provinzen, sprach er ihre Güther dem königlichen Fiscus zu. In der Nacht vor der Erscheinung dieser ihnen so unglünstigen Verordnung (31. März) wurden

den

den alle Jesuiten unvermuthet verhaftet, und, mit k nglichen Pensionen, nach dem Reichens staate geschickt. Zugleich befa hl der Minister ohne Erlaubniß keine Bulle, oder eine andre päbstliche Verordnung, der weltlichen Regierung, bekannt zu machen.

Jetzt brach auch in Neapel und Parma das Gewitter gegen die Jesuiten und den Pabst los. In Neapel hatte Tanuzzi, ehemals dem Professor des canonischen Rechtes zu Pisa, das Publicum auf den Kampf gegen die päbstlichen Anma fungen vorbereitet. Als Minister des Königs beyder Sicilien sprach er der Kirche alle weltliche Gewalt, so wie die letzte Instanz in Processen geistlicher Personen, ab, erklärte er die Geistlichkeit verpflichtet, an den Staatslasten Theil zu nehmen, unterwarf er die Klöster der Oberaufsicht des Staates, glaubte er sich berechtigt, manche derselben gar aufzuheben, wollte er unter keinem Vorwande Geld nach Rom schicken lassen, trug er einem eignen Tribunal die Abstellung der Kirchenmi br uche auf. Der Minister des Herzogs von Parma, Feslino, hatte schon früher (1765) einen Gerichtshof

richtshof für die Streitigkeiten über geistliche Rechte und Güther angeordnet, hatte den Geistlichen befohlen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Herzogs, nicht mehr nach Rom zu appelliren. Clemens XIII, der dem nicht sehr mächtigen Herzog von Parma wohl trosten zu können glaubte, ließ (1768 Jan.) ohne Rücksicht auf die übrigen bourbonischen Höfe, ein Ermahnungsbreve gegen ihn ergehen, welches, ganz im jesuitischen Geiste abgefaßt, alle Verordnungen, die der Herzog bekannt gemacht hätte, oder noch bekannt machen würde, für ungültig und nichtig erklärte, und ihm, wegen seiner Eingriffe in die Rechte des päpstlichen Stuhles, mit Bannstrafen drohete. Der Herzog verbotth dagegen seinen Unterthanen, dieses Breve für echt zu halten; auch befahl er sogleich allen Jesuiten, sich aus seinem Lande zu entfernen. Aber nur traten Frankreich, Spanien, Neapel, und selbst Oestreich, gegen den Pabst auf, und verlangten mit nachdrücklichem Ernst, daß er sein Breve gegen Parma wieder zurüknehmen sollte. Als Clemens XIII mit der Befriedigung dieser Forderung zögerte, wurden Frankreich und Neapel von den übrigen

gen Höfen aufgefordert, den Widerruf des Breve, und die völlige Aufhebung der Jesuiten, durch Zwangsmittel zu bewirken. Frankreich nahm hierauf (1768 Jun.) Avignon und Venaisün, Neapel Venevento, in Besitz. Clemens XIII blieb aber dennoch bis an seinen Tod (3. Febr. 1769) hartnäckig.

Dem Nachfolger dieses Papstes, Clemens XIV, war es vorbehalten, den weltlichen Mächten die Aufhebung des Jesuiten Ordens zum Opfer zu bringen. Johann Vincent Anton Sanganelli, der Sohn eines armen Wundarztes aus der Gegend von Rimini (geb. 1705) der seine Fähigkeiten durch das Studium der Philologie, der Philosophie, der Dichtkunst, ausbildend, erst Franziskaner wurde, und hernach (1736) Professor der Theologie zu Rom, und Inquisitionsrath, wurde, der erwarb sich Benedicts XIV Gunst so sehr, daß er ihm (1759) die Cardinalwürde verlieh, der wurde jetzt (1769 May) zum Papst gewählt. Noch nie hatte sich der päpstliche Stuhl in einer gefährlicheren Lage befunden. Die katholischen Mächte hatten

hatten sich gegen denselben gleichsam verschworen. Außer den bourbonischen Höfen, und Portugal, bewies sich jetzt auch die Republik Venedig sehr entschlossen, ihre oberherrlichen Rechte gegen die päpstlichen Anmaßungen zu behaupten. Sie eignete sich das Recht zu, die geistlichen Orden, ohne Zuziehung des Papstes, zu reformiren; sie ordnete daher (1772) eigenmächtig die Visitation der Klöster an; sie befahl die Ehedispensationen bloß bey dem Patriarchen zu Venedig zu suchen. In diesem Sturme, der über das Papstthum von allen Seiten hereinbrach, suchte sich der kluge Clemens XIV durch die feinste Politik zu helfen; aber sie half ihm nicht, und seine Unterhandlungen mit den Höfen bewirkte weiter nichts, als daß man ihm eine Ueberlegungszeit zugestand, die er auf einige Jahre ausdehnte. Indessen empfahlen einige an den Thoren des päpstlichen Pallastes angeschlagene Zettel den h. Vater, als einen im Todeskampfe begriffnen, dem öffentlichen Gebethe. Mit gen Himmel gerichteten Blicken unterzeichnete endlich Clemens XIV (1773 am 23. Jul.) das Breve, welches die Aufhebung des Jesuitenordens aus-

aussprach; auch mußte er (1774) das Breve gegen den Herzog von Parma zurücknehmen. Nur unter dieser Bedingung wurde dem Kirchenstaate Avignon und Benevento zurückgegeben. Unstreitig war der Gram, den er über die den weltlichen Mächten gebrachten Opfer empfand, die Ursache seines bald darauf (22. Sept. 1774) erfolgten Todes. Als Regent des Kirchenstaates bewies er einen sehr menschenfreundlichen Charakter. Von allem Nepotismus weit entfernt, both er die genaueste Sparsamkeit auf, um die Schulden der päpstlichen Kammer zu tilgen, verwendete er auf die Tafel, die unter seinem Vorgänger täglich 15 Scudi (Species: thaler) kostete, nicht mehr als so viele Paoli, oder etwa zwey Thaler, und diese äußerst mäßige Tafel besorgte sein treuer Layenbruder Franz. Den ganzen Gewinn der römischen Lotterie sprach er der Kammer zu. Dem in Verfall gerathenen Ackerbau widmete er eine besondre Aufmerksamkeit. Schade, daß seine Regierung nicht länger dauerte!

Zweyter Abschnitt.

Fortbauende Maitressen: Regierung in Frankreich.
Händel zwischen den Ministern und den Parla-
menten. Wie sich die Pompadour Ludwig XV
amentbehrlich machte. Durch ihre Nachfolgerin
Dubarry wird Choiseul entfernt.

Zugleich mit dem Ansehn des päpstlichen
Stuhles sank auch die Macht der französif-
schen Monarchie immer tiefer. Daran war
hauptsächlich Ludwigs XV Maitressen: Regter-
ung Ursache. Diese hatte auch das despoti-
sche Verfahren gegen die Parlamente zur
Folge. Der Triumph, den das Parlament
zu Paris über die Jesuiten davon getragen
hatte,

hatte, schloß demselben ein solches Vertrauen auf den Umfang seiner Gewalt ein, daß es, gleichsam in der Stelle der seit Ludwig XIII (1614) nicht mehr gehaltenen Versammlungen der Generalstände, die höchste Macht in Justiz und Finanzsachen mit dem Hofe theilen wollte. Es trat, um seine Absicht desto eher zu erreichen, mit den übrigen Parlamenten in Verbindung. Die erste ausgeszeichnete Gelegenheit, sein Ansehen geltend zu machen, boten ihm die neuen Auflagen, deren Registrirung die Minister verlangten, dar *). Die Nation erwartete, daß, nach geendigtem Kriege, ein großer Theil der bisherigen Abgaben aufhören würde. Anstatt diese Hoffnung erfüllt zu sehen, wurde sie noch mit der Einführung von neuen bedroht. Diese weigerte sich das Parlament (1763 April) zu registriren, und es liefen auch von den übrigen Parlamenten Vorstellungen dagegen ein. Ludwig bewirkte jedoch durch ein Lit de justice, daß die Edicte wegen der neuen Auflagen in seiner Gegenwart registrirt wurden. Eben dieses wurde bey den übrigen

*) Theil XVI, S. 223.

gen Parlamenten, durch seine Statthalter, durchgesetzt.

Die Parlamente übergaben hierauf neue Vorstellungen, die manche, dem Hofe sehr unangenehme Wahrheiten enthielten. Die Minister wagten es nicht, ihr Benehmen mit Strenge zu ahnden. Das Volk zu Paris war zu sehr auf der Seite des Parlaments; man befürchtete, die Gesslichkeit möchte das durch Gelegenheit bekommen, ihr Ansehn zu erheben; und endlich fanden sich selbst unter den Mitgliedern des Staatsraths Vertheidiger des Parlaments. Vorzüglich freymüthig und heftig äusserte sich aber das Parlament zu Rennes, das den vortreflichen Chalotais zum Präsidenten hatte. Den Gouverneur von Bretagne, der harte und übelberückigte Duc d'Aliguillon, der dadurch schon zum Unwillen gereizt war, erfüllten nun noch einige gegen ihn gerichtete bittere Schriften so sehr mit Nachsicht, daß er (1765 Dec.) den königlichen Befehl auswirkte, das Parlament aufzuheben, etnige Mitglieder zu verhaften, und den Präsidenten Chalotais, nebst seinem Sohne, des Landes zu verweisen. Berges
bens

bens nahmen sich die übrigen Parlamente des so streng behandelten bretagnischen Parlaments an; es wurde ihnen vielmehr, durch ein königliches Edict, die Einheit, die sie bilden wollten, in den schärfsten Ausdrücken verwiesen.

Die Parlamente, die sich immer mehr von der Unwirksamkeit ihres Widerstandes überzeugten, zogen sich allmählig in die Stille zurück. Das Parlament zu Rennes wurde wieder hergestellt. Bald gerieth es jedoch (1769) mit dem Duc d'Anguillon in neue Händel, und es verklagte ihn, als Pair von Frankreich, bey dem Parlamente in Paris. Der Duc wollte jedoch die Gerichtsbarkeit desselben nicht anerkennen. Dagegen weigerte sich (1770) das Parlament, die neuen Finanzedicte des Königs zu registriren, weil (1763) die Dauer der damahls eingeführten Abgaben auf sieben Jahre eingeschränkt worden war. Seine Widerspenstigkeit schlug jedoch (27. Nov.) ein königlicher Machtbefehl nieder. Demselben zufolge, sollte das Parlaement zu Paris seine Verbindung mit den übrigen Parlamenten aufgeben, und nicht

nicht ferner einen einzigen, gemeinschaftlichen Körper mit denselben bilden, sollte es die Einzeichnung nicht verweigern, und seine Amtsverrichtungen nicht einstellen. Die Vorstellungen der Parlamente wies (im Dec.) ein abermahliges Lit de justice nachdrücklich zurück. Vergebens rechnete das Parlament zu Paris auf seine bisherige Stärke, den Duc de Choiseul. Der thätige Minister trat gerade um diese Zeit aus seinem Wirkungskreise heraus. Daran war eine neue herrschende Maitresse Ursache.

Die Pompadour starb, nachdem sie 19 Jahre hindurch nicht nur über Frankreich, sondern auch über einen Theil des übrigen Europa, ihre Herrschaft ausgeübt hatte *). Diese Herrschaft verdankte sie der Kunst, den schwachgeistigen Ludwig XV gut zu unterhalten. Auf diese Unterhaltung, auf die ununterbrochne angenehme Zerstreuung des Monarchen, war aber auch die ganze Aufmerksamkeit der Pompadour gerichtet. Jedem Frühstück, jedem Mittags- und Abendessen, jeder Schlitten- und andrer Lustfahrt, jeder Reise, wußte sie neue, eigenthümliche Reize

zu

*) Theil XVI, S. 222,1

zu geben. Ganz vorzüglich aber benutzte sie zu dieser Absicht das Schauspiel. Sie selbst eine vortreffliche Schauspielerin, beurtheilte die theatralischen Anlagen anderer sehr richtig, und erregte unter den Damen und Herrn des Hofes einen Wettstreit, der den Vorstellungen derselben einen hohen Werth gab. Aber nun bereitete sich, durch das Beyspiel des Hofes gereizt, die Theaterwuth bis in die Klöster aus, und nun trug sie zur Verleumdung des Sittenverderbnisses mehr als alles übrige bey. Der Bruder der Pompadour, der Marquis von Marigny, machte den Hof, in Rücksicht der geschmackvollen Verzierung des Innern der Häuser, zum Muster, nach welchem sich nicht nur die vornehmsten Städte Frankreichs, sondern auch die Höfe und Residenzen anderer Monarchen und Fürsten, bildeten.

Wie mächtig wirkte aber die vielgestaltende Pompadour überhaupt auf die Ausbreitung des Luxus und der Wollust! Seitdem sie selbst nicht mehr fähig war, der abgestumpften Sinnlichkeit Ludwigs zum Reiz zu dienen, war es ihr Hauptgeschäfte, das Vergnügen

gnügen desselben durch andre Werkzeuge zu befördern, und schöne Mädchen für seinen Genuß zu bilden. Die Murphi *) gab ihr die Veranlassung zur Errichtung des sogenannten Hirschparks. An das einsame Lusthaus im Park von Versailles, das sie der Murphi einräumte, schlossen sich mehrere kleine Wohnungen an, die, während daß das Innere derselben äußerst bequem und geschmackvoll eingerichtet war, das Aeußere von Bauern oder Pächterhäusern hatten. In diese Häuser kamen nun die reizenden Wollustopfer des Monarchen, Mädchen von 12 bis 15 Jahren. Ihre Zahl wurde immer größer, und sie löseten einander immer schneller ab. Aber Kammerdiener, Hofspanquiers, Minister, wetteiferten auch in dem Bestreben, dieses Serail des allerchristlichsten Königs zu versorgen, und Ludwig selbst spähetete auf seinen Reisen und Spaziergängen sehr sorgfältig die aufblühenden Schönheiten aus, die seiner Liebe würdig schienen. Die Herbeyschaffung, die Unterhaltung, die Versorgung dieser Mädchen erforderte einen ungeheuren Aufwand, den man, auf achtzehnhundert Mädchen,

*) Theil XVI, S. 221.

chen, zu eben so viel Millionen Livres berechnet. Die in den Mutterstand versetzten Mädchen, wurden, mit einem großen Brauttschatz, gewöhnlich an Officiere verheyrathet. Die Erziehung und Versorgung ihrer Kinder kostete gleichsam ungeheure Summen. Manches von den Mädchen, für deren Unschuld eine gar zu große Summe bezahlt werden sollte, wurden geraubt. Dieses Loos traf unter andern vier Nonnen. Mit diesem Sesrail sich noch nicht ganz begnügend, unterhielt Ludwig mit manchen Frauen und Mädchen noch vorübergehende Liebschaften. Ränke, Gewaltthätigkeiten, alles wurde aufgesothten, um ihm die Befriedigung seiner Wünsche zu gewähren. Alles dieß war Veranstaltung der Pompadour, die sich dadurch dem alten Wollüstling unentbehrlich machte, und Ludwig ließ ihr freye Gewalt, weil er es bedenklich fand, die Pompadour gegen eine andre öffentlich anerkannte Maitresse zu vertauschen.

Die alles vermögende Pompadour bekam dadurch Zeit, so ungeheure Reichthümer, so seltene Schätze der Natur und Kunst zu sammeln.

melir. Aber die Anweisungen auf den königlichen Schatz, ohne alle Angabe der Bestimmung, wurden auch jährlich zahlreicher. Der Ankauf des Hauses, welches die Pompadour zu Paris besaß, kostete 500,000 Livres, und eine wenigstens eben so große Summe verschlang die Ausschmückung desselben. Solche Häuser, oder Palläste, hatte sie aber noch zu Fontainebleau, zu Versailles, zu Bellevue. So reich und geschmackvoll, als die Pompadour, war kein Monarch in Europa meublirt. Die Versteigerung ihres Hausrathes erforderte fast die Zeit eines ganzen Jahres; aber es war auch eine ganze Kunstammer, ein ganzes Schatzgewölbe, das man versteigerte. Die vielen Milltönen baaren Geldes, die ihr Bruder Mairigny fand, lassen sich gar nicht berechnen. Sie waren in allen möglichen Banken angelegt. Wenn die vielgeltende, reiche Maitresse einen Ludwigsritter zum Stallmeister, und ein Fräulein zur ersten Kammerjungfer hatte, so paßt dieß sehr gut zu der ganzen Rolle, die sie spielte. Ein Verdienst, das man ihr nicht absprechen kann, besteht in der Untersägung, die ihr Luxus, und ihre

ihre

ihre Prachtliebe, den Künstlern verschaffte. Sie beförderte unter andern die Veredlung des französischen Porcellans. Man rief aus andern Ländern Chemisten, Mahler, Bildhauer herbey. Die Fabrik von Vincennes, wurde nach Sevres, in die Nähe von Paris, gebracht, wo sie sich, unter Ludwigs Augen bald so verbesserte, daß sie das meißnische Porzellan übertraf. Als die Pompadour (1764 April) ihr Leben endigte, entstand die Vermuthung, daß Choiseul, der ihrer Herrschaft wohl überdrüssig seyn mochte, sie dem Grabe schneller nahe gebracht habe.

Choiseul schien wenigstens, seit dem Tode der Pompadour, derjenige zu seyn, der, nebst seiner Schwester, der Duchesse de Grammont, die meiste Gewalt besaß. Dieser wollten jedoch ihre Bemühungen, die Nachfolgerin der Pompadour zu werden, nicht gelingen. Ludwig hegte zuweilen wohl gar den Gedanken, seinen Harem aufzuheben, und sich mit einer jungen und schönen Prinzessin zu verheyrathen.

Ludwig

Ludwig XV war beynahe auf dem Wege, in seiner Lebensweise eine große Veränderung vorzunehmen. Dieser Entschluß war eine Folge von einigen traurigen Ereignissen in seiner Familie. Ein frühzeitiger Tod raubte ihm (1765 am 20. Nov.) seinen Dauphin. Dieser vortreffliche Prinz, der Vater des unglücklichen Ludwigs XVI, der (geb. 4. Sept. 1729) von warmer Menschenliebe durchdrungen, keinen höhern Beruf, kein reineres Vergnügen, als die Verbreitung des Glücks, der Freude, konnte, dessen Leben in einer fast ununterbrochenen Reihe edler Handlungen bestand; der, zwar fähig und lernbegierig, aber auch heftig und trotzig, durch eine sorgfältige Erziehung und Unterweisung, einer der liebenswürdigsten Prinzen geworden war, für den die Musik, Philosophie und Religion den vorzüglichsten Reiz hatte, der vermählte sich zum erstenmahl (1748) mit der spanischen Infantin Maria Theresia, und, als diese schon im ersten Wochenbette starb, mit Maria Josepha, der Tochter Augusts III von Polen. Seine kriegerischen Talente zeigte er (1745) in der Schlacht bey Fontenoi. Seit dieser Zeit war

er

er hauptsächlich mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt, denen er die besten Grundsätze einzuprägen suchte. Als er einst auf der Jagd das Unglück hatte, seinen Stallmeister zu erschließen, entsagte er auch diesem Vergnügen. Choiseuls und der Pompadour Regierung erregten sein Mißvergnügen. Pompadour, die in ihm ihren Feind sah, war wegen der Zukunft besorgt. Schon seit sechs Jahren fühlte Ludwig eine immer mehr zunehmende Mattigkeit und Entkräftung, deren Ursache man dem Duc de Choiseul gleichfalls zuschrieb. Das, was sein Vater über ihn sagte, hat den Werth der schönsten Lobrede. „Wie ist es möglich?“ sagte der Herzog von Orleans zum Vater, „daß man, dem Tode nahe, so viel Heiterkeit und Seelenruhe zeigen kann?“ „Das läßt sich,“ antwortete Ludwig XV, „wohl begreifen, wenn man sich seines ganzen Lebens ohne Vorwürfe erinnern kann.“ Zwölf Wochen nach dem vorrefflichen Dauphin starb auch seine Gemahlin, die kursächsische Prinzessin. Durch diese beyden Todesfälle wurde der alternde Ludwig XV so erschüttert, so nachdenkend, so unruhig, so sehr mit Todesgedanken erfüllt, daß er sich zu einem bessern

bessern Lebenswandel hinneigte, daß er sich seiner Gemahlin wieder näherte. Aber auch diese starb (24. Jun. 1768). Vergebens arbeitete nun Choiseul daran, dem König, in der Person einer jungen Erzherzogin von Oesterreich, eine andre Gemahlin zu geben; er hob sie, als er seine Nähe vereitelt sah, für den neuen Dauphin auf. Ludwig kehrte indessen wieder zu den Vergnügungen seines Hirschparkes zurück. Seinem leeren Geiste und Herzen war ein weiblicher Umgang ganz unentbehrlich. Diesen fand er endlich in der Gesellschaft der du Barry.

Die Herkunft dieser berücktigten Frau umschwebte so viel Dunkelheit, daß man sie lange für die Tochter eines Pfaffen und seiner Köchin ausgab. Endlich überzeugte man das Publicum, daß ihr Vater, Gomart von Baurbernier, Commis bey dem Steuerwesen zu Bancauleurs, gewesen sey. Der Provincialverwalter Monceau war derjenige, der sie (1744) aus der Taufe hob, und der, als der Vater starb, dessen Pflichten übernahm. Das schöne Mädchen unterlag der Verführung sehr frühzeitig. Schon im 15ten Jahre spielte

spielte sie mit einem Abbeé einen Liebeshandel. Sie kam hierauf zu einer Modehändlerin. Nun durchstreifte sie, mit einem Körbchen voll Wunderkräuter, die Gassen von Paris. Diese Streifereyen brachten sie mit einer berühmten Liebesunterhändlerin in Bekanntschaft. Bey dieser fand sie ihr Pathe zu seinem großem Erstaunen und Aerger. Nach noch einigen vorübergehenden Liebschaften, gelang es endlich der Demoiselle l'Ange, das Vertrauen einer Dame sich zu erwerben, die sie zu ihrer Gesellschafterin machte. Die Undankbare verführte ihren Sohn! Nun nahm sie (1767) der Graf du Barry, aus dem Bezirke von Toulouse, ein ausschweifender Wollüstling, zu sich. Dieser wucherte mit ihren Reizen, bis sie de la Borde oder le Bel, der erste Kammerdiener Ludwigs XV, (1768 Jun.) würdig, fand, seines Monarchen Maitresse zu werden. Le Bel, der Stifter und Vorsteher des Hirschparks, mußte sie, nach den Anweisungen des in diesem Punkte so sinnreichen Michelieu, vorher prüfen, und Ludwig war mit ihren Talenten äußerst zufrieden.

Die

Die Dubarry wußte sich bald in den Ges
schmack Ludwigs XV so glücklich einzustudie
ren, daß sie sein ganzes Zutrauen erwarb.
Richelieu, und der Duc d'Aliguillon, gaben
ihr den Rath auf der feyerlichen Vorstellung
am Hofe zu bestehen. Sie wurde dadurch
um so eher in den Stand gesetzt, den ihnen
so verhaßten Choiseul zu stürzen. Auch wurde,
aller Gegenbemühungen desselben ungeachtet,
die Dubarry dem Hofe mit feyerlichem Ge
spränge, als die vorzüglliche Geliebte des Mo
narchen, präsentiert. Zugleich wurden ihr die
Zimmer der Pompadour eingeräumt. Von
jetzt an arbeitete sie aber auch, mit Choiseuls
übrigen Feinden vereinigt, das Ende seines
Mittfertums herbeyzuführen. Der thätige,
oft gewaltsam durchgreifende Choiseul hatte sich
manche Feinde gemacht. Alle diese lauerten
nun auf eine Gelegenheit, seine Entfernung
zu bewirken.

Diese verschaffte ihnen eine zwischen Frank
reich und Spanien ausgebrochne Unehligkeit.
Die Veranlassung zu derselben gaben die auf
der Ostseite von Patagonien und der magelz
lanischen Meerenge liegenden Falklandsinseln,
die

die, wegen des Fanges von Wallfischen, und andern Thranthieren, wichtig sind. Auf diesen hatten die Franzosen (1764) eine Niederlassung gegründet, die sie aber schon nach zwey Jahren den Spaniern überließen. Zwar setzten sich (1765) auch die Engländer auf diesen Inseln fest; aber sie wurden (1770) von den Spaniern wieder vertrieben. Die Engländer bedroheten deswegen die Spanier mit Krieg, und Frankreich wollte diesen Beystand leisten. Choiseul hatte, wie ihn seine Feinde beschuldigten, den spanischen Hof zu den Feindseligkeiten gegen die Engländer gereizt, um sich wichtig zu machen, oder, welches wahrscheinlicher ist, um den im letztern Kriege der französischen Seemacht zugefügten Verlust wieder zu ersetzen. Zwar mußte er, nach dem Willen des Königs, dem spanischen Ministerium rathen, sich mit England zu vergleichen; aber er forderte es heimlich vielmehr zum Gegentheil auf. Unter den in Chiffren geschriebenen Brief schrieb er mit eigener Hand: tenez bon! Die Dubarry, die durch einen Spion davon Nachricht bekam, wagte nun den kühnen Streich, den Courier, der Choiseuls Schreiben nach Madrid

brüd überbringen sollte, auf Befehl des Königs, anzuhaltten, und ihm seine Briefschafften abnehmen zu lassen. Nun eilte sie mit Choiseuls geheimen Billiette zum König; nur wußte sie ihm das verrätherische, das königliche Ansehn beschimpfende Benehmen desselben so eindringend vorzustellen, daß Ludwig im Unwillen (1770 am 24. Dec.) ein empfindliches Handbilliett an Choiseul abgehen ließ, durch welches er ihn seiner Ministerstelle entsetzte, und nach dem Lustschlosse Chanteloup, im Bezirke von Tours, verwies. Eben dieses Loos traf seinen Freund, den Duc de Praslin, dem er vor zwey Jahren (1768) die Stelle eines Kriegs- und Seeministers abgetreten hatte. Choiseul behielt übrigens alle seine Einkünfte, die sich auf weit mehr, als eine halbe Million beliefen. Daher befand er sich auch im Stande, seinen Verbannungssitz so kostbar auszubauen, daß er, nach seinem Tode (1785), für vier Millionen Livres verkauft wurde. Freylich hinterließ er eine Schuldenmenge von 10 Millionen. Aber seine, vorzüglich dem Vortheile des Staates gewidmete Freygebigkeit kostete auch sehr viel. Er hielt an allen,
selbst

selbst kleinen Höfen, geheime Agenten und Emissarien, oder Correspondenten. Daher erfuhr er auch alles, was nur einigermaßen wichtig war, sehr bald. Selbst in der Entfernung vom Hofe dauerte sein Einfluß fort, und Ludwig erwähnte seiner immer mit Achtung. Nach Ludwigs XV Tode wurde er zurückberufen. Er war unstreitig einer der klügsten und thätigsten Staatsminister des französischen Reichs, den Voltaire einst bis in den Himmel erhob.

Die Dubarry schuf nach Choiseuls Entfernung (1770) ein neues Ministerium. Mitglieder desselben waren der Duc de la Baugaton, Finanzminister, imgleichen der Abbee Terray, Micheliu und Aiguillon. Der letztere wurde, durch einen Cabinetsbefehl, gegen die ihm drohende Gerechtigkeit in Schutz genommen. Den dirigirenden Minister stellte Maupou, seit 1768 Kanzler, vormahls erster Präsident des pariser Parlaments, vor, der allen Haß gegen diesen ehrwürdigen Gerichtshof, der, in seinen Privathändeln, seinen Leidenschaften nicht geschmeichelt hatte, mit an den Hof brachte. Terray, Generals
 controleur

controleur der Finanzen, und Staatsminister, schämte sich nicht, öffentlich zu gestehen, daß er seine Stelle nur als eine Gelegenheit, zu rauben betrachte, weil er in dieser Kunst ein großer Meister wäre. Alle diese von der Dubarry geschaffnen Minister waren erklärte Feinde des Parlaments, welches Choiseul, wie man ihm Schuld gab, heimlich zu sehr begünstigt hatte. Mit ihnen vereinigte sich die hohe Geistlichkeit, die jetzt wieder zu ihrer mächtigen Einwirkung gelangte *). Da nun das Parlament seinen Widerspruch fortsetzte; da es seine Amtsvrichtungen von neuem einstellte, so wurden (in der Nacht vom 19 bis 20. Jan. 1771) alle Parlamentsglieder von Musketairs verhaftet, so wurde ihnen eine bestimmte Erklärung wegen ihres künftigen Verhaltens abgefordert. In der folgenden Nacht wurden sie, von einem Huissier geführt, in das Conseil, oder den Staatsrath, gebracht, wo man ihnen ihre Amtsentsetzung und Verweisung ankündigte. Man bildete aus dem großen Staatsrathe ein Interimsparlament; man errichtete, in dem Bezirke des pariser Parlas

*) Theil XVI, S. 224.

Parlaments, sechs Conseils souverains. Die Parlamentsglieder hatten ihre Stellen mit 40 Millionen Livres bezahlt, und das Ministertum befand sich deswegen in Verlegenheit. Auch rechneten daher die Parlamentsglieder auf ihre baldige Zurückberufung. Allein ihre Hoffnung wurde durch die königliche Erklärung, daß sie ihr Geld wieder bekommen sollten, vereitelt. Das Interimparlament trat (April 1771) wirklich in die Stelle des eigentlichen. Die Mitglieder desselben bekamen ihre Stellen, ohne sie zu kaufen, sie mußten aber auch dagegen den Spotteln entsagen. Auch die übrigen Parlamente wurden aufgehoben. Als die Prinzen vom Hause, des königlichen Verbothes ungeachtet, dagegen Vorstellungen machten, wurde ihnen der Hof untersagt. Zwar söhnte sich der König in der Folge wieder mit ihnen aus; sie erkannten aber das neue Parlament dennoch nicht an. Das alte wurde übrigens von der Nation nicht sehr bedauert. Es war von seinem ehemahligen ehrwürdigen Ansehen sehr heruntergekommen. Die Parlamentsstellen waren für 50,000 Livres feil; daher hatte sich mancher unwürdige, verächtliche

liche Mensch unter die Besizer derselben eingeschlichen, und die meisten Parlamentsräthe hatten mehr ihren eigenthümlichen Vortheil, als das Beste des Staates, zur Absicht. Sie handelten, durch Pensionen leicht zu gewinnen, partheyisch und eigennützig; sie waren von dem Plane, aus Frankreich eine aristokratische Despotie zu bilden, ganz erfüllt. Dieser Staat wurde damahls durch Corsica vergrößert.

Dritter Abschnitt.

Geschichte des corsischen Freyheitskampfes, vornehmlich unter Ornano, Rivarola, Neuhof und Paoli.

Dieses 195 Quadratmeilen große, und von 169,000 bewohnte Land, spielt in der Geschichte eine für seinen Umfang verhältnißmäßig sehr bedeutende Rolle. Eine Folge des innigen Freyheitsgefühls, von welchem sich die Corsen von jeher durchglüht fühlten! Die Genueser hatten die Herrschaft über diese Insel den Pisanern, ihren beständigen Nebenbuhlern und Erbfeinden, (zu Anfang Galletti Weltg. 181 Th. F des

des 14ten Jahrhunderts,) durch einen hartnäckigen und blutigen Krieg, entrisen. Der Besitz eines Königreichs schmückte der Eitelkeit der Genueser ausserordentlich. Die jungen Nobili von Genua dachten sich jetzt mit der Krone auf dem Kopfe; die Damen glaubten alle, Königinnen zu seyn. Allein der hitzige, ungestüme, muthvolle, abgehärtete, und an Stürme gewöhnte Corse konnte, bloß durch Ehrerbietung für eine milde, wohlthätige Regierung, gewonnen werden. Die Genueser, die seit Jahrhunderten ihre Feinde gewesen waren, die ihre Unterjochung durch manches listige Mittel versucht hatten, die durften weder auf ihre Liebe, noch auf ihre Hochachtung, Anspruch machen. Diese Genueser erlaubten sich nun noch Maßregeln, die die Corsen ihre Unterdrückung, die sie das Harte ihrer Unterjochung, nur noch mehr fühlen ließen. Die Corsen sollten in der größten Unwissenheit, in der niedrigsten Unterwürfigkeit erhalten werden, damit ihnen die Wiedererlangung ihrer Freyheit um so schwerer werden möchte. Eben deswegen suchte man auch Landbau und Betriebsamkeit unter ihnen zu verhindern. Oft versuchten

es die Corsen, sich diesem Drucke durch eine Empörung zu entziehen; aber es fehlte ihnen an einem Manne von Ansehn und Talenten, der ihren Anführer abgeben konnte. Sie wurden daher bald überwältigt. Viele von ihnen wurden aus ihrem Vaterlande verbannt; 4000 derselben aber verließen es freywillig, und zerstreuten sich in verschiedene Länder, wo sie sich sowohl in bürgerlichen als in militärischen Stellen auszeichneten.

Endlich stellte sich an die Spitze der Corsen ein Mann, der die zu ihrem Befehle habere nöthigen Eigenschaften besaß. Sanpiero di Bastelica, im Hause des Cardinals Hippolitus von Medici zu Florenz gebildet, Oberster eines corsischen Regiments in französischen Diensten, der sich fast bey allen Gelegenheiten rühmlich hervorgethan hatte, kehrte, nach dem Tode Franz I (1547) in sein Vaterland zurück. Hier vermählte er sich mit der Bannina, der einzigen Erbin des Hauses Ornano, eines der ältesten und reichsten in ganz Corsica. Davon nannte man ihn in der Folge gewöhnlich Sanpiero d'Ornano. Dieser wünschte, durch den trau-

§ 2

rigen

rigen Zustand seines Vaterlandes unter der genuesischen Herrschaft gerührt, dem Könige von Frankreich zum Besitze von Corsica, auf welchen derselbe alte Ansprüche machte, beihilflich zu seyn; auch bemächtigten sich die Franzosen, von den Türken unterstützt, des Hafens Ajaccio. Allein der acht und siebenzig jährige Doria führte seine Genueser so vorzuetrefflich an, und Karl V schickte so viel spanische und deutsche Truppen nach Corsica, daß die Corsen, ihrer bewundernswürdigen Tapferkeit ungeachtet, sich von dem genuesischen Joche nicht befreyen konnten. Frankreich vermittelte zwar einen vortheilhaften und anständigen Frieden; dieser wurde jedoch nicht lange gehalten. Ornano suchte hierauf zu Constantinopel Hülfe; er mußte aber, ohne seine Bemühungen von einem glücklichen Erfolge belohnt zu sehen, nach Corsica zurückkehren. Die ganze Nation empörte sich nun wieder; die Genueser, die wenig Anstalten zu ihrer Ueberwältigung machten, ließen den braven Mann (1567) durch einen Vandalen ermorden. Sein Sohn, Alfons von Ornano, gieng, als er den Kampf für die Freyheit nicht bestehen konnte, nach Frankreich.

reich.

reich. Er, und sein Sohn, mit welchem das Geschlecht ausstarb, bekleideten die Stelle eines Marschalls von Frankreich.

Die Genueser verfuhrten, nachdem sie die Empörung des Ornano unterdrückt hatten, mit den Corsen noch unbarmherziger, als vorher. Diese durften ihre Landeserzeugnisse blos nach Genua bringen, wo sie dieselben für einen ihnen gesetzten, wohlfeilen Preis verkaufen mußten. Zur Zeit des Mangels ließ die Regierung wohl allen Vorrath aus Corsica nach Genua schaffen. Darüber litten die Corsen manchmahl Hungersnoth. Uneinigheit unter den vornehmsten Corsen wurde absichtlich genährt. Mancher wurde ermordet. Dieß gab Gelegenheit, die Güther der Mordelinderder einzuziehen, oder eine große Geldsumme zu erpressen. Die Gerechtigkeit wurde sehr partheytsch ausgeübt. Man verurtheilte viele, eines geringen Verbrechens wegen, zu dem Galeerendienste, damit sie sich von demselben theuer loskaufen möchten. Zum Gouverneur der Insel bestellte man gewöhnlich einen armen Noble, dem man dadurch eine Gelegenheit, sich zu bereichern, verschafft

verschaffen wollte. Eben so Habfüchtig waren die Untercommissäre. Auf Klagen wurde gar nicht geachtet. Die Corsen, die untereinander selbst unzeitig waren, äusserten ihre Unverträglichkeit auch gegen eine Colonie von Fremdlingen, von welchen sie manches hätten lernen können. Eine Anzahl von Maionotten, die, des türkischen Regierungsdruktes wegen, (1677) aus Morea ausgewandert waren, und sich in Corsica niedergelassen hatten, gaben den Corsen, in Rücksicht des Landbaues und bequemerer Wohnungen, ein nachahmenswürdiges Beyspiel, das jedoch nur den Neid der Nachbarn erregte. Man betrachtete sie überdieß als Anhänger der Genueser. Daher mußten sie endlich ihre Besitzungen verlassen, und nach Ajaccio ziehen.

Indessen griff der Geist der Empörung, durch die fortwährenden Bedrückungen der genuesischen Regierung angefaßt, unter den Corsen immer weiter um sich, und es entstand dadurch ein vierzigjähriger Freyheitskrieg (1729 bis 1769). Den Ausbruch desselben veranlaßte ein unbedeutender Vorfall. In einem Dorfe konnte ein armes
Weib

Weib dem Steuerernehmer ein Paolo (drey Groschen) nicht bezahlen. Der unbarmerzige Mann mißhandelte es deswegen, und nahm ihm etwas von seinem Hausrath. Darüber stieg das Weib ein schreckliches Geschrey an. Die Nachbarn kamen herbey. Ihre Steinwürfe nöthigten den Einnehmer, zu entfliehen. Die genuesische Regierung schickte nun Soldaten. Bald war jedoch die ganze Nation in Bewegung, und sie wählte sich einige Anführer. Endlich kamen östreichische Truppen herbey, die unter dem Befehle eines Prinzen von Württemberg standen. Nun mußten die Corsen die Waffen niederlegen. Der Kaiser verbürgte sich für die Beobachtung der Friedensbedingungen. Die Freude, die Corsen wieder unterjocht zu haben, kostete aber den Genuesern, die Geschenke für die Generale nicht mitgerechnet, 30 Millionen Livres. Im Aerger darüber wollte die genuesische Regierung die Anführer der Corsen, die zu Geiseln gedient hatten, hingerichten lassen; der Prinz von Württemberg gab es jedoch nicht zu.

Der

Der durch östreichische Vermittlung geschlossene Vergleich wurde von den Genuesern nicht gehalten. Die Corsen erregten daher (1734) einen neuen Aufstand. Unter ihren Anführern befand sich Hyacinth Paoli, ein Edelmann von guter Familie, ein gelehrter, frommer, tapferer Mann. Ein anderer von den braven Anführern der Corsen war der Graf Dominicus Nivarola. Vergebens suchte er einen Vergleich zu stiften. Seine zwey Söhne befanden sich in der Gefangenschaft der Genueser; seine Güther waren eingezogen; dennoch wollte er nicht gegen sein Vaterland fechten. Die jungen Grafen Nivarola bekamen nun nicht eher, als bis Genua von den Östreichern besetzt wurde, ihre Freyheit. Der Vater erhielt ein sardisches Regiment. Wenn er seinem Vaterlande nicht half, so war es nicht seine, sondern die Schuld des großen Hauses Matra, das der genuesischen Parthey treu blieb.

Was Nivarola nicht thun konnte, bildete sich Theodor Baron von Neuhof, ein Abenteurer, ein, thun zu können. Sein Vater, Anton, ein westphälischer Edelmann aus der
Graf:

Grasschaft Mark, zog sich, wegen seiner Heyrath mit einer Kaufmanns Tochter, so viel Verdruß zu, daß er nach Frankreich gieng. Hier erwarb er sich die Gunst der Herzogin von Orleans *). Diese sorgte auch für die Erziehung seiner verwaiseten Kinder. Unser Theodor bekam, nachdem er Page gewesen war, eine Compagnie unter dem Regimente de la Marc. Von jeher an großen, glänzenden Thaten, an Abentheuern, ein Vergnügen findend, las er besonders Plutarchs Biographien mit Begeisterung. Diese wurde durch die Bekanntschaft mit Karl XII noch erhöht. Neuhof besaß jedoch auch in Staatsangelegenheiten so viel Gewandtheit, daß ihn Görz, Karls XII Minister, in wichtigen Berichten, nach Spanien, England und Holland schickte. Er brauchte ihn unter andern zu den Unterhandlungen mit Gyllensborg **). Neuhof floh hierauf mit Görz nach Schweden. Als dieser, durch den Tod auf der Nichtbühne, von seiner Seite gerissen worden war, gieng er wieder nach Spanien. Man vertraute ihm hier ein Regiment an;

*) Theil XIV, S. 77.

**) Theil XV, S. 98.

an; wegen der Uneinigkeit mit seiner Frau, begab er sich aber (1725) nach Frankreich, wo er mit Law in Bekanntschaft gerieth. Er wurde hierauf kaiserlicher Agent in Florenz. Hier lernte er die Corsen kennen, und hier theilte er ihr Bestreben, die Freyheit zu erlangen, so lebhaft, daß er den kaiserlichen Hof für ihre Unterstützung stimmte. Da sein Muth und seine Entschlossenheit in den vornehmen Corsen reizende Hoffnungen erregte, so wurde er, wenigstens von einigen derselben, eingeladen, sich an ihre Spitze zu stellen. Paoli und Giafferi, auch einer von den Anführern der Corsen, ließen sich mit ihm in einen Briefwechsel ein. Sie trugen ihm die corsische Krone an.

Ohne Geld und Mannschaft durfte Theodor es nicht wagen, in Corsica aufzutreten. Mit dem erstern (1000 Ducaten) unterstützte ihn der siebenbürgische Fürst Ragoczek, und der bekannte Donneval. Von Tunis aus kam (1736 im Frühjahre) Neuhof, auf einem Schiffe von 24 Kanonen, mit englischer Flagge, dem noch zwey andre Schiffe folgten, und mit einem ansehnlichen Vorrathe von

von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, in dem Hafen von Corte an. Der schöne, in türkischer Kleidung sich herrlich ausnehmende Mann, bezauberte seine Anhänger. Sie riefen ihn zum Könige aus. Seine Krone flocht man von wilden Lorbeerzweigen. Er legte sich eine Leibwache zu; er nahm Minister an; er errichtete den Orden der Erlösung; er ließ goldne und silberne Münzen ausprägen.

Noch befand sich aber Naccio in der Gewalt der Genueser, die (1734) einige an gebirgige Gegenden gewöhnte Schweizer und Graubündner in Sold genommen, die sogar Mörder und Landesverwiesene gegen die Corsen bewaffnet hatten. Der König Theodor befand sich selbst in der Nähe der Belagerung, mit einem Fernglase nach der fremden Hülfe, zu welcher er Hoffnung gemacht hatte, sich fleißig umsehend, große Päckete von auswärtigen Mächten zu empfangen scheinend. Aber die fremde Unterstützung blieb aus. Das Volk streng, nach acht Monathen (1736 Nov.) an, kalfinnig zu werden. Theodor begab sich hierauf auf das feste Land, um seinem Glücke einen neuen

neuen

neuen Schwung zu geben. In Holland brachte er es, durch die reizende Aussicht auf einen vortheilhaften Baumöhlhandel, das hin, daß ihm Kaufleute, vornehmlich jüdische, mit ganzen Ladungen von Kanonen und Munition versorgten. Er kehrte nun (1737) wieder nach Corsica zurück. Die Umstände hatten sich aber hier gar nicht zu seinem Vorthelle geändert. Ein hoher Preis, den die genuesische Regierung auf seinen Kopf gesetzt hatte, drohete ihm mit beständiger Gefahr. Auch waren die Franzosen, welche Genua um Hilfe gebeten hatten, den Corsen zu sehr überlegen. Frankreich, das Corsica nicht aus den Augen ließ, besorgte, diese Insel möchte entweder ganz frey, oder das Eigenthum einer andern Macht, werden. Es machte sich daher gegen Genua feyerlich verbindlich, ihm den Besitz von Corsica erhalten zu helfen. Neuhof mußte sich daher abermahls entfernen. Der Glücksritter, der sich in einem beständigen Ideen-Taumel befand, der zu wenig Klugheit, oder zu wenig Glück, hatte, die Befreyung der Corsen zu vollenden, der jedoch ihrem Muthen einen neuen Schwung gab, der fand es, nach
einem

einem so außerordentlichen Glückswechsel, für gut, sein Leben in dem freyen England zu beschließen. Ohne Vermögen, und doch nichts weniger als kärglich lebend, gerieth er in den Schuldhurm. Horaz Walpole befreyte ihn aus demselben durch eine ansehnliche Summe, die er für denselben gesammelt hatte, und dennoch würdigte ihn Neuhof, bey einer Zusammenkunft, aus Stolz oder übler Laune, keines Wortes. Bald hernach starb Neuhof (1756 Dec.) im 61sten Jahre.

Indessen hatten die Corsen das Schicksal, von den Franzosen überwältigt zu werden. Den Befehl über dieselben leiteten (seit 1738) der Graf von Voltaire, und der im siebenjährigen Kriege bekannt gewordene Contades. Das Ministerium zu Paris achtete nicht auf die Vorstellungen der Corsen. Voltaire führte seinen Unterjochungsplan zwar langsam, aber auch mit vieler Ueberlegung, aus. Er bewaffnete einen Theil seiner Mannschaft, wie die Corsen. Einige Transportschiffe, welche neue Truppen nach Corsica bringen sollten, wurden jedoch von einem Sturme an die corische Küste hingeschleudert und zertrümmert.

Die

Die auf denselben befindliche Mannschaft gerieth in die Gewalt der Corsen. Voisieux starb (1739 Febr.). Sein Nachfolger, der Marquis von Mallebois, ein feuriger, scharfsinniger Feldherr, dem die völlige Verzwingung der Corsen zur Pflicht gemacht worden war, dem 16 Bataillone der besten französischen Truppen, nebst einigen im Erzstiegen der Berge sehr geübten Jäseliers und Bearnern, zu Gebote standen, der fieng einen blutigen Verfolgungs-Krieg gegen die Corsen an. Er theilte seine Mannschaft in verschiedene Haufen. Die Grenadtere schafften die schwere Artillerie selbst durch unwegsamen Pässe. Getreidfelder, Weinberge, Olivenbäume — alles wurde abgehauen. Die Dörfer stiegen in Flammen auf. Viele Mönche und andre Volksführer, wurden aufgehängt. Schrecken und Verwüstung verbreitete sich überall. Die Oberbefehlshaber Giasseri und Paoli flohen nach Neapel, und im folgenden Jahre (1740) befand sich die ganze Insel wieder unter der Herrschaft der Genueser.

Während des österreichischen Erbfolgekrieges brachte Frankreich (1741) sein Kriegsvolk,

voll, das er bisher in Corsica unterhalten hatte, in andern Gegenden. Dieß machte den Corsen neuen Muth, das genuesische Joch abzuschütteln. Sie ergriffen (1742) bald wieder die Waffen. Zum Theil versorgten sie ihre in Italien befindlichen Landsleute mit Gewehr; zum Theil nahmen sie es den Genuesern ab. Selbst Knaben, Weiber, Geistliche sochten für die Freyheit. Giassert und Matra wurden zu Protectoren des Reichs erwählt. Dieser war, aber vielleicht mit Unrecht, wegen eines heimlichen Einverständnisses mit Genua, in Verdacht; aber jener, ein sehr talentvoller, beredter Mann, bewies seine Vaterlandsiebe auf die ausgezeichnetste Art. Als die Genueser, die Corte vertheil digten, seinen kleinen in ihre Gewalt gerathenen Sohn an dem Theile der Mauer, auf welche sein Geschütz gerichtet war, besesstigten, stellte er das Feuern dennoch nicht ein. Weil der König von Sardinien, der Bundesgenosse der Engländer, sich der Corsen annahm, ließ (1745) die englische Regierung den Grafen Nivaroia, von einigen Kriegsschiffen, nach Corsica bringen. Nivaroia nahm auch, von den Engländern uncerstigt,

stügt, Vastia und Florenzo ein. Das dankbare Volk erwählte ihn zu seinem Oberfeldherrn. Aus Neid bothen Stafferi und Matra alles auf, diese Wahl ungültig zu machen. So hinderten sich die Corsen durch ihre Uneinigkeit selbst, ihre Freyheit zu verlangen. Die Engländer zogen, sie verachtend, ab. Zwar äußerten die Corsen (1746) das Verlangen, sich unter großbritannischen Schuß zu begeben; aber Großbritannien hatte damahls, mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt, keine Zeit, für das Schicksal des kleinen Inselstaates sich zu interessiren. Nivarola gieng nach Turin, wo er bald (1748) sein Leben beschloß. Matra begab sich gleichfalls in sardinische Dienste. Stafferi blieb allein zurück. Der Bürgerkrieg dauerte fort, bis der brave Mann (1753 Oct.) unter der Hand von Muechelndrndern fiel. Seine Regierungsverwaltung war so gut eingerichtet, daß sie, zwey Jahre hindurch, ohne Oberhaupt, fortbauern konnte.

1 Endlich stellte sich Pasqual Paoli, der zweyte Sohn des alten Giacinto (geb. 1722) an die Spitze der für ihre Freyheit sechtenden

den

den Corsen. Sein Vater hatte ihm zu Neapel eine strenge Erziehung gegeben. Er hatte ihm Liebe für die Wissenschaften eingeblóbt; dennoch widmete sich der junge Paoli dem Kriegsdienste. Nach Giasteri's Ermordung, riefen ihn seine Landsleute (1755 Jul.) zur Bertheidigung des Vaterlandes herbey. Mit tief eindringendem Verstand, mit dem reinsten Patriotismus, mit dem wärmsten Gefühl für Tugend und Religion, mit der liebendwürdigsten Humanität ausgerüftet, verdiente Paoli das Zutrauen, das ihm seine Nation schenkte. Drey und funfzig Jahre alt, stark und schön gebaut, gemeinlich grün mit Gold gekleidet; außerordentlich munter und kraftvoll, begnügte er sich mit dem Titel eines Generals, während daß er sein Volk zum Muster eines demokratischen Staates zu bilden suchte. Jährlich wurde zu Corte ein allgemeiner Congress gehalten. Ein Staatsrath von neun Personen, dessen Präsident Paoli war, besorgte die Regierungsangelegenheiten. Allmächtig erwarb sich Paoli eine uneingeschränkte, aber auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Gewalt. Sein Hauptstreben hatte die Aufklärung und den

Galletti Weltg. 1er Th. G Wohls

Wohlstand seiner Nation zum Ziele. Daher stiftete er (1764) zu Corte eine Univerſität; daher veranlaßte er daſelbſt die Errichtung einer Buchdruckerey und eines Buchladens; daher widmete er den Söhnen der edlen Corſen, die ihr Leben dem Vaterlande aufgeopfert hatten, eine Schule für 30 Zöglinge. Eben ſo eifrig ſuchte er den Feld- und Gemüßbau unter den Corſen zu befördern. Die Rechte der Lehnherrn wurden eingeſchränkt. In Anſehung des Militärs nahm er keine Veränderungen vor. Die Corſen behielten ihren kurzen Rock von ſchlechtem, dunkeln, ſelbſtgemachtem Tuch; ſie behielten ihre Flinte, ihre Piſtole, ihren Dolch; die Seemuſchel diente ihnen noch, wie biſher, zur Trompete. Nur 500 derſelben bekamen Uniform und Sold.

Die Genueſer ſetzten dieſem furchtbarem Aufſtande der Corſen (1756) abermahls eine franzöſiſche Hülfe entgegen. Der Marquis de Caſtries, der über dieſelbe den Befehl führte, wurde aber bald zu der Armee des Prinzen von Soubiſe in Deutſchland abgerufen, und auch ſein Nachfolger, der Graf

de

lung seiner Nation. Zugleich befestigte sich aber auch ihr Hang zur Freyheit so sehr, daß sie (1766 May) bey einem Vergleiche mit Genua, ihre Unabhängigkeit zur Hauptbedingung machten. Diese wollte ihnen Genua nicht zugestehen. Paoli ermahnte daher die General-Versammlung zu Corte (1767 Jan.) sich zur Fortsetzung des Krieges, nach dem Abzuge der Franzosen, eifrig zu rüsten. Die Corsen bemächtigten sich der Insel Capraja, die ihren Freybeutern zu einem sichern Zufluchtsorte diente. Die corsische Seemacht wuchs. Man schloß mit Tunis einen Tractat. Die französischen Truppen zogen (1767 Jul.) ab. Corsica war für die Genueser augenscheinlich verlohren. Ihren Damer preßte der Verlust der Königskrone Thränen aus. Aus Nachsicht verkaufte jedoch die genuesische Regierung (1768 Jan.) die Insel Corsica, für 40 Millionen Livres, an Frankreich. Gleich darauf erschien eine neue französische Truppenabtheilung, die unter dem Befehle des Herrn von Chauvelin stand. Dieser suchte theils durch Schmeicheleyen, theils durch Drohungen, die Corsen zu bewegen, sich Ludwig XV zu unterwerfen. Die
 Corsen

Corsets waren kühn genug, auch gegen den mächtigen französischen Monarchen ihre Freyheit behaupten zu wollen. Sie wurden von einigen englischen Privatpersonen, mit Geld und Munition, versorgt. Chauvelin richtete nichts aus. Nun erschien aber (1769) der Graf de Baux mit 14 Regimentern, und zwey Legionen leichter Truppen. In Zeit von sechs Monathen war die brave Nation überwältigt, und Paoli mußte nach England fliehen; aber 10,000 Franzosen küßten darüber ihr Leben ein, und die Einkünfte, die Frankreich von dieser Insel zog, standen mit dem Aufwande, den ihm der Besitz derselben verursachte, in keinem Verhältnisse.

Vierter Abschnitt.

Ende der Regierung Ludwigs XV. Regierungsantritt Ludwigs XVI. Minister desselben: St. Germain, Turgot, Malesherbes, Necke.

Corfica war auffer Lothringen, die einzige Frucht von den kostbaren, die Schuldenlast Frankreichs äusserst vergrößernden Kriegen, die Ludwigs XV geführt hatte. Zur Vergrößerung dieser Schuldenlast trug jedoch Ludwig XV Maitressen; Regierung das meiste bey. Das schöne Reich seufzte damals, unter dem despotischen Drucke der Dussarry, und ihrer nichtswürdigen Gehälfen,
d'Aiguille

d'Aiguillon's Maupou, und Terray. Daß die Dubarry nicht Königin wurde, das verdankte die Nation bloß den heimlichen Bemühungen der Minister, vornehmlich Choiseuls, den ihre Feindschaft bis zur Entfernung vom Hofe verfolgte. Als dieser jede Aeußerung von Ausöhnung mit Hohn zurückwies, schloß sich die Dubarry an Maupou desto enger an. Alles kroch jetzt vor ihr, Minister und Generale, Prinzen und Prinzessinnen, Prälaten und Hofleute. Nach der Vernichtung des Parlaments bewarb sich jedermann um ihren Schutz. Zu diesen gehörte selbst der Herzog von Orleans. Souffise trug dem Vicomte Dubarry die Heyrath mit einer seiner Verwandtinnen an. Der Schwiegersohn desselben, der Prinz von Conde, verkaufte der Dubarry sein Hotel für anderts halb Millionen Livres, Maupou nannte sie seine liebe Nichte. Für keinen aber that die Dubarry mehr, als für d'Aiguillon, und dieser bewies sich undankbar genug. Desto gefälliger war der Generalcontroleur Terray, sonst ein hartherziger Mann, der ihren Wünschen zuvorkam, der ihr unaufgefordert die größten Summen zuwendete. Noch mehr, als die
Dubarry

Dubarry, verschwendete ihr Schwager, der Graf Dubarry, dessen Maitresse sie einst gewesen war. Dieser wies nur auf Freret (d. i. den König) an. Die Dubarry nahm aus dem königlichen Schatze, so viel sie wollte; sie soll in fünf Jahren dem Staate 180 Millionen Livres gekostet haben. Die Minister scheuten sich gleichfalls nicht, den Schatz zu bestehlen. Man ließ den König selbst den ersten Wucherer im Reiche machen; man ließ ihn mit Staatsschein, Getreide, wuchern; man verleitetete ihn zu den niedrigsten Operationen. Die Achtung für den König verschwand immer mehr, und man sehnte sich immer lebhafter nach einer Thronveränderung. Ludwigs XV Körper kämpfte schon seit langer Zeit mit geheimen Krankheiten, die eine Folge seiner sinnlichen Ausschweifungen waren. Hierzu kamen die Kinderblattern, kam ein bösarziges Fieber. Der Gang der Krankheit wurde sehr bedenklich. In diesem Zustande, wo Ludwigs unterdrücktes Moralgefühl sich wieder zu regen anfieng, schickte er die Dubarry bald fort, bald ließ er sie wiederkommen. Endlich gab er ihr den ernstlichen Rath, sich auf d'Aguißons Lust;

Lustschloß, Nuel, zu begeben. Sie gehorchte. Ludwig beichtete hierauf mehr als einmahl; er gelobte dem Volke Erleichterung von seinem Abgaben; Drucke. Die Reliquien der h. Geneveva wurden zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Alles dieß aber konnte sein Lebensende nicht verhindern. Er starb (1774 am 10. May) im 65ten Jahre seines Alters, nachdem seine Regierung beynahe 59 Jahre gedauert hatte. Seine Leiche wurde in einen bleernen Sarg gelegt, und dieser mit einem hölzernen umgeben, der mit Kleyen und aromatischen Specereyen angefüllt war, und dennoch mußte man, um Ansteckung zu verhindern, noch den dritten Sarg hinzuthun. Ludwigs XV Tod erregte unter allen Menschenklassen, die Geistlichen ausgenommen, eine lebhaftere Freude, die sich zum Theil in Epigrammen, in Gassenliedern, in Grabschriften, ausdrückte.

Als Ludwig XVI seinem Großvater auf dem Throne folgte, befand sich das Reich, befand sich die Nation in dem verdorbensten Zustande. Die Schuldenlast war, seit Fleury's Zeiten, bis auf 4000 Millionen Livres ange-

ange:

angewachsen. Die Armee (159,000 Mann) hatte ihre Achtung im Auslande verlohren. Der Seestaat war im Verfall. Auf eine unpartheyische Justizverwaltung durfte man fast nicht mehr rechnen. Die Sittenlosigkeit des Hofes hatte den höchsten Gipfel erreicht. Schon vor den Zeiten der Dubarry waren die Sitten des Hofes und der Hauptstadt so sehr verdorben, daß allenfalls das Aergerniß des Lasters, aber nicht das Laster selbst, eines Zuwachses fähig war. Dieses Verderbniß schlich sich auch unter den Geistlichen so sehr ein, daß, um demselben Einhalt zu thun, die Häupter derselben in eine genauere Verbindung sich einlassen, daß sie für die Weiber, die einen Geistlichen angehen würden, besondere Belohnungen aussetzen mußten. Viele Prälaten wetteiferten so ziemlich mit den Höslingen. Man rechnete das mahl in Paris zwischen 30 bis 40,000 Lustmädchen, und dennoch war die Tugend der Frauen und Töchter noch mancher Gefahr unterworfen. Zugleich mit dem Sittenverderbniß brach auch Schwelgerey und Prachtliebe, gleich einem Strome, herein. Das verführerische Beyspiel der königlichen Mätressen

treffen wirkte bis in die Provinzen. Mit der wahren Aufklärung breitere sich auch die falsche, der Unglaube, immer weiter aus.

Ueber diese Nation, über dieses Reich, sollte nun Ludwig XVI regieren; der redliche, menschenfreundliche, von gemäßigten Grundsätzen beseelte, mit dem besten Willen, gut und gerecht zu regieren, erfüllte Ludwig XVI. Diesen guten Willen kündigte schon der Anfang seiner Staatsverwaltung an. Ludwig XVI erließ den Unterthanen die bey Thronveränderungen gewöhnliche Steuer; er schaffte bey der Küche 500 Personen, bey dem Marsstalle 1500 Pferde, ab. Die Dubarry wurde gleich am folgenden Tage in ein Nonnenkloster bey Meaux gebracht, und aller Briefwechsel ihr untersagt. Man setzte ihr einen Jahresgehalt von 6000 Livres aus. Mit ihren Juwelen, deren Werth zwey Millionen betrug, bezahlte man ihre Schulden. Der Kanzler Maupou wurde auf seine Güter verwiesen. An seine Stelle kam Miromentil. Maurepas, der seit 25 Jahren auf seine Güter verbannt gewesen war, wurde wieder in das Ministerium berufen, das er bis an
seiner

seinen Tod (1781 Nov.) dirigirte *). An die Stelle des Duc d'Anguillon trat Bergennes, der sich Maurepas zum Gehülfen erwah. Karl Gravier, Graf von Bergennes, der jüngste Sohn eines Parlamentspräsidenten zu Dijon (geb. 1720) ward, 34 Jahre alt, Gesandter zu Constantinopel, wo er eine bedeutende Rolle spielte. Als man ihn nach 15 Jahren (1769) auf sein Ansuchen abgerufen hatte, widmete er die Muße, die er sich dadurch verschaffte, dem tiefen Eindringen in die Politik, und die mit derselben verwandten Wissenschaften. Er wurde hierauf (1772) französischer Gesandter zu Stockholm, wo er an der schwedischen Revolution einen wichtigen Antheil hatte.

Die Stelle eines Kriegsministers erhielt St. Germain **). Dieser hatte sich, nach seiner Entfernung von der französischen Armee, nach Dänemark begeben, wo man ihm den Oberbefehl über die gegen die Russen bestimmte Armee anvertraute. Der dänischen Dienste aber bald überdrüssig, gieng er nach Hamburg,

*) Theil XVI, S. 219.

**) Theil XVII, S. 138.

Hamburg, und beschäftigte sich mit seinem Garten. Als ihm ein Bankerott sein ganzes Vermögen raubte, setzten ihm die Officiere der deutschen Regimenter bey der französischen Armee einen Jahrgehalt von 16,000 Livres aus. Der Kriegsminister untersagte es ihnen zwar; aber er wurde durch die allzulaute Stimme des Publicums gendhigt, ihm jährlich 10,000 Livres zu verwilligen. Diese verzehrte er auf einem Landgute in Elßaß, und eben war er, in einem schlechten Ueberrocke, mit einer rothen, wollnen Mütze, wie sie die Bauern tragen, in seinem Garten beschäftigt, Gemüse zu pflanzen, als ihm das königliche Schreiben, das ihm die Aufsicht über den französischen Kriegsstaat auftrug, überreicht wurde. Er trat (1775 im Oct.) sein wichtiges Amt, mit einem großen Vertrauen auf seine lange Erfahrung, und seine militärischen Kenntnisse, an. Allein die schönen Erwartungen, die man von seiner Verwaltung des Kriegsministeriums hatte, wurden gar sehr getäuscht. St. Germain, der zu wenig kaltes Blut und Beobachtungsgabe besaß, bediente sich des Vertrauens, das ihm der junge König widmete,

widmete, gar zu willkürlich, trieb mit dessen Jugend und Unerfahrenheit sein Spiel, hatte bey dem, was er that, die Befriedigung seiner Leidenschaften, seiner Nachsicht zu sehr zur Absicht, traute niemand, als sich selbst, und gieng gar zu unüberlegt darauf aus, alles zu vereinfachen. Die Verwirrung, die er dadurch in den französischen Kriegsstaat brachte, zog ihm so viel Verdruß zu, daß er seine Stelle niederlegte (ft. 1778 Jan.). Sein Nachfolger wurde der Prinz von Monbarrey, Generallieutenant, der gleichfalls nach einigen Jahren (1780) abdankte. Es war ihm mehr um seinen Ehrgeiß, und sein Vergnügen, als um sein Amt, zu thun. Nun wurde der Generallieutenant, Philipp Heinrich, Marquis von Segur, Kriegsminister, der diese Stelle sechs Jahre lang (bis 1787) verwaltete. Dieser schloß alle diejenigen, die ihren Adel, und wenigstens vier Ahnen, nicht beweisen konnten, vom Officiersdienste aus. Dieß erregte bey der ganzen Armee, bey dem ganzen Bürgerstande, die lauteste Unzufriedenheit, die auf die Revolution mächtig einwirkte.

Einer

Einer von den Ministern Ludwigs XVI, die den Beyfall des Publikums vorzüglich hatten, war Turgot. Anna Robert Jacob, aus einer alten Familie, geboren zu Paris (1727) zeigte, schon als Knabe einen edlen, ernstern Charakter. Entfernt von kindischer Flüchtigkeit, theilte er sein kleines Taschengeld unter seine armen Mitschüler aus, damit sie sich Bücher dafür anschaffen möchten. Als Commis bey dem Gouvernement zu Paris, beschäftigte er sich mit den Wissenschaften so eifrig, daß er für die große Encyclopädie mehrere interessante Artikel ausarbeitete. Als Intendant der Provinz Limoges (seit 1761) bekam er Gelegenheit, seine menschenfreundliche, das Glück der Unterthanen beabsichtigende Entwürfe auszuführen. Er beförderte den Ackerbau; er machte die Limosiner zuerst mit den Erdäpfeln bekannt, und das Vorurtheil derselben, das sie von dem Essen derselben abhielt, bekämpfte er durch sein Beyspiel am unwiderstehlichsten. Um die Bewohner seiner Provinz machte er sich auch dadurch verdient, daß er die Hebung der Steuern gleichmäßiger und bequemer einrichtete, daß er die Frohndienste bey

dem

dem Wegbau erleichterte, daß er das gewaltsame Verfahren bey der Recruten: Aushebung milderte, daß er dem Getreidemangel durch gute Anstalten vorbeugte, daß er die Freyheit des Handels begünstigte, daß er Arbeitshäuser anlegte, und für gute Aerzte und Hebammen sorgte. Er war mit einem Worte ein Muster eines vortrefflichen Statthalters. Während dieser gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten, fand er hinlängliche Muße, eine vortreffliche Schrift „über die Ursachen und die Ausbreitung des Reichthums“ auszuarbeiten. Nach Ludwigs XV Tode wünschte das ganze Publikum, daß Turgot die Aufsicht über das so sehr verwirrte Finanzwesen übernehmen möchte. Ludwig XVI vertraute ihm auch die Stelle des Seceministers an. „Ew. Majestät“ schrieb er an den König, „bitte ich, nicht zu vergessen, daß bloß die Hoffnung, daß Sie mir ihr gegebenes Wort halten werden, mich zu dem Entschlusse, die große Würde übernehmen, bezwogen hat. Ich verlasse mich bey Ihnen mehr auf den ehrlichen Mann, als auf den König.“ Turgot ward aber bald (24. Aug. 1774) zum Finanzminister ernannt. So
kurz

Kurz (nur 20 Monathe) als er dieses schwere Amt verwaltete, so sehr zeichnete sich doch seine Verwaltung aus. Er befreyte den Handel, und vornehmlich den Getreidehandel, von allen Einschränkungen; er schaffte die ausschließenden Vorrechte der Becker und der Müller ab. So sehr das Volk mit ihm zufrieden war, so wenig hatte er den Beyfall der Höflinge, und der privilegirten Stände. Man beschuldigte ihn eines zu schnellen Verfahrens, und der Vernachlässigung der rechten Mittel. Am meisten ward seine Verabschiedung (1776) durch den eifersüchtigen Maurepas bewirkt.

Zugleich mit Turgot verlorh der französische Staat noch einen vortreflichen Minister, den Malesherbes, den Abkömmling der Familie Lamoignon, einer der ältesten und angesehensten im Reiche (geb. 1721). In seinem 29sten Jahre war er bereits Präsident eines Steuercollegiums, wo er zu lebhaften Vorstellungen gegen neue Abgaben nur zu oft Gelegenheit fand. Auch traf ihn und seine Collegen der Hauptschlag, den der Kanzler Maupeou den cours souveraines Galletti Weltg. 18r Th. 5 2uzog.

zuzog. Er wurde (1773) auf sein Landgut verbannt. Ludwig XVI rief ihn, nebst Turgot, in das Ministerium. Als dieser (1776) aus demselben wieder heraustrat, gab er seine Stelle gleichfalls auf, und er behielt nur noch seinen Sitz im Staatsrath.

Nach Turgot war Clugny General-Contrôleur der Finanzen, der aber noch in eben dem Jahre (1776) starb. Ihm folgte der unbedeutende Taboureau, neben welchem der berühmte Necker, als Directeur des königlichen Schatzes, angestellt wurde. Als der Sohn eines genfer Professor, der aus Pommern abstammte, kam er sehr jung (geb. 1732) in das Handelshaus seines Oheims Bernet zu Paris, der ihn in der Folge zu seinem ersten Handlungsdienere ernannte. Hier auf nahm ihn der reiche Banquier Thaluffson in seine Compagnie auf. Durch seine weise Sparsamkeit, und durch den glücklichen Fortgang seiner Geschäfte, gelangte er bald zu einem sehr ansehnlichen Vermögen. Die wenige Zeit, die ihm die mühsamen Rechnungsarbeiten übrig ließen, widmete er der Lesung guter Schriften, und der Berfertigung

tigung kleiner Aufsätze, die er vorzüglichsten Mustern nachbildete. Seine Lobrede auf Colbert gewann (1773) den Preis, den die französische Akademie derselben bestimmt hatte. Eben so viel Beyfall fand seine Abhandlung über den Kornhandel. Man hielt ihn nunmehr für den scharfsinnigsten Banquier in ganz Frankreich. Der Herzog von Orleans, der immer Geld brauchte, nahm ihn in seine Bekanntschaft auf. Dadurch wurde er dem Hofe bekannt, und als Laboureaux schon im folgenden Jahre (1777) abdankte, ward Necker General-Directeur der Finanzen. Das Vertrauen, das ihm der König schenkte, rechtfertigte er durch einige gute Einrichtungen, welche eine regelmäßigere Staatswirtschaft zur Absicht hatten. Er zog viele unnöthige Gnadengehalte ein; er suchte den Hofluxus Einschränkungen zu unterwerfen. Aber auch dem Unternehmungsgeist der Generalpächter, und der Banquiers, die ihn, wie er noch Handlungsdiener war, beleidigt hatten, wurde von ihm engere Gränzen vorgeschrieben. Da er überhaupt weniger Staatsmann, als Kaufmann, war; da er gegen einige Große, und vornehmlich auch gegen

die Königin, nicht klug und schonend genug verfuhr, so bildete sich am Hofe eine gegen ihn feindselig gesinnte Parthey. Diese beschuldigte ihn des Eigendünkels, der Ehrsucht. Necke verlangte (1781) einen Platz im Staatsrath. Dieß fand, weil er Ausländer und Protestant war, allgemeinen Widerspruch. Er nahm nun seinen Abschied und begab sich auf seine Güther.

Dieß waren die Männer, die Ludwig XVI zu Gehülfen in seiner Regierung wählte. Auf ihren Rath machte er manche wohlthätige Anordnung. Der Getreidehandel aus einer Provinz in die andre wurde freygegeben. Der Gebrauch der fürchterlichen Lettres de Cachet, eines Werkzeuges des Ministerdespotismus, wurde eingeschränkt; die Einrichtung der Hospitäler und Gefängnisse wurde der Absicht dieser Anstalten genauer angepaßt. Auf die Nation, und vornehmlich auf das pariser Volk, machte es aber einen besonders guten Eindruck, daß Ludwig XVI (1774 Nov.) die Parlamente wieder herstellte. Dieß geschah jedoch unter der Bedingung, daß sie sich nicht mehr zu einem

einem Corps vereinigen, daß sie sich der Einstellung ihrer Amtsverrichtungen enthalten, daß sie die königlichen Edicte, in Zeit von einem Monathe, registriren sollten. Die Parlamente waren also zwar wieder hergestellt, aber gewaltig eingeschränkt. Unter den auswärtigen Welthändeln zog keiner Ludwig XVI, und seine Minister, stärker an, als die amerikanische Revolution, die Frankreich so thätig beförderte.
